

[Nachdruck verboten.]

89]

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

„Ich habe keine Angst vor den Gendarmen,“ fuhr der Räuber fort, „wohl aber fürchte ich die armen Leute. Es sind ja sonst alle gute Menschen, aber wie gesagt, das Elend ist ein schlimmer Ratgeber. Ich weiß, daß die mit dem Dreispitz mich nicht töten werden. Ihre Kugeln sind nicht für mich. Wenn mich jemand tötet, wird es ein Armer sein. Unserer läßt sie ahnungslos an sich herankommen, weil sie unser eigenes Fleisch und Blut sind, und dann machen sie sich die Sorglosigkeit zu nütze. Ich habe Feinde, die sich gegen mich verschworen haben; zuweilen gibt es Spitzbuben, die einen in der Hoffnung auf etliche Pesetas zur Anzeige bringen, oder niederträchtige Schufte, die das, was man ihnen aufträgt, nicht besorgen; und, um sich Respekt zu verschaffen, muß man alle mit Härte behandeln. Tut man ihnen ein Leid, so bleibt die Familie übrig, um ihn zu rächen. Ist man milde und begnügt sich damit, ihnen mit Brennesseln und Disteln einen Denktzettel auf eine gewisse Körperstelle zu verlesen, so erinnern sie sich ihr ganzes Leben hindurch an diesen Spaß. . . Ja, vor den Armen, vor meinesgleichen habe ich Furcht.“

Blumitas hielt einen Augenblick inne. Dann fuhr er, indem er den Stiersechter ansah, fort:

„Außerdem sind die Jünger, die Schüler, die Nachahmer da. Sagt die Wahrheit, Sennor Juan: Wer macht Euch mehr zu schaffen, die Stiere, oder alle jene Neulinge, die, von Hunger getrieben, es dem Maestro zuvor tun wollen? So ist es bei mir auch. Ich sage es ja, wir gleichen einander. In jedem Dorfe gibt es einen wackeren Burschen, der davon träumt, sein Nachfolger zu werden, und mich eines Tages im Schatten eines Baumes eingeschlafen zu finden hofft, um mir den Garaus zu machen. Der, welcher den Blumitas kalt gemacht, wird nicht geringes Ansehen davontragen.“

Darauf begab er sich, von Potage gefolgt, in den Stall, und eine Viertelstunde später brachte er das starke Pferd, seinen unzertrennlichen Begleiter, in den Hof des Wohnhauses. Das knochige Tier schien größer und stattlicher geworden zu sein nach den vor gefüllten Strippen verbrachten Stunden.

Blumitas streichelte ihm die Weichen, während er die Decke über dem Sattel zusammenlegte. Das Tier konnte zufrieden sein. Der Bandit gab zu, daß es selten so gut gepflegt worden sei wie auf dem Gut des Sennor Juan. Nun hieß es, sich tapfer halten, denn der Tagesmarsch werde lang sein.

„Und wohin geht die Reise, Kamerad?“ sagte Potage.

„So etwas fragt man nicht. Ich selbst weiß es nicht. Gerum in der Welt. Dahin, wo es was zu holen gibt!“

Und er schwang sich hinaus, indem er eine Fußspitze in einen der rostigen und beschmutzten Steigbügel setzte, und blieb aufgerichtet im Sattel.

Gallardo trennte sich einige Schritte von Donna Sol, die den Vorbereitungen zur Abreise mit seltsamem Ausdruck und bleichem, vor Erregung zusammengepreßtem Mund zusah.

Der Stiersechter fuhr in die innere Tasche seiner Jacke und ging auf den Reiter zu, indem er ihm verstoßen einige in seiner Hand zusammengefaltete Papiere überreichte.

„Was ist das?“ sagte der Räuber.

„Banknoten!“

„Ich danke, Sennor Juan. Man hat Euch wahrscheinlich erzählt, man müsse mir etwas geben, wenn ich mich von einem Gute entferne. Das gilt aber nur den anderen, den Reichen, die Geld wie Heu haben. Ihr verdient das Geringe mit eigener Lebensgefahr. Wir sind Kollegen. Behaltet es, Sennor Juan.“

Gallardo steckte die Banknoten wieder zu sich, von der Weigerung des Banditen etwas enttäuscht, der sich in den Kopf gesetzt hatte, ihn wie einen Berufsgenossen zu betrachten.

„Ihr werdet mir einmal einen Stier widmen, wenn wir

uns im Zirkus treffen,“ fügte Blumitas hinzu. „Das ist mehr wert, als alles Gold der Welt.“

Donna Sol schritt dazu, bis sie neben dem Reiter stand, und indem sie eine Herbstrose vor ihrer Brust nahm und ihm schweigend überreichte, sah sie ihn mit ihren goldgrün glänzenden Augen an.

„Ist das für mich?“ fragte der Räuber mit einer Betonung der Ueberraschung und des Erstaunens. „Für mich, Frau Marquise?“

Als er sah, wie die Dame kopfnidend bejahte, nahm er die Blume verlegen in seine schwerfällige Hand, als ob sie von überwältigendem Gewicht wäre. Er wußte zuerst nicht, wo er sie hinsteden sollte, und wies ihr schließlich einen Platz in einem Knopfloch seines Kittels an, zwischen den beiden Enden seines roten Halstuches.

„Das ist wirklich etwas Schönes!“ rief er aus, und sein volles Gesicht verzog sich zu einem Lächeln. „In meinem Leben ist mir so etwas nicht vorgekommen.“

Der rauhe Reitersmann schien bewegt und gerührt zugleich von diesem Geschenk aus Frauenhand. Rosen, und für ihn!

Er zog die Bügel des Pferdes an.

„Bleibt alle gesund, Ihr Herrschaften. Bis auf Wiedersehen. . . Gesundheit, mein braver Bursche. Ich werde Dir einmal eine gute Zigarre zuwerfen, wenn Du Deinen Stier recht anstichst.“

Mit einem rauhen Gänzedruck verabschiedete er sich vom Picador, der ihm mit einem Faustschlag auf den Schenkel antwortete, daß die kraftvollen Muskeln des Banditen zitterten. Wie angenehm dieser Blumitas doch war! In der Führung seines Rausches wollte Potage sich mit ihm ins Feld schlagen.

„Lebt wohl, lebt wohl!“

Und dem Pferde die Sporen gebend, verließ er in scharfem Trab das Gut.

Gallardo war froh, als er sich entfernte. Dann blickte er nach Donna Sol, die unbeweglich da stand und mit den Blicken dem Reiter folgte, der in der Ferne immer kleiner wurde.

„Welches Weib!“ murmelte der Stiersechter entnütigt.

„Welch närrische Frau! . . .“

Es war ein Glück, daß der Bandit häßlich war und in Lumpen gehüllt und schmutzig wie ein Landstreicher herumzog. Sie wäre sonst mit ihm gegangen.

6.

„Es ist geradezu unglaublich, Sebastian, daß ein Mann wie Du, der Frau und Kinder hat, sich zu solchen Kuppelereien hergibst. . . Ich hätte das nicht von Dir gedacht, und hatte Vertrauen zu Dir, wenn Du mit Juanito auf die Reise gingst! Ich war beruhigt, weil ein charaktervoller Mann ihn begleitete! . . . Was ist nun aus Deinen guten Gesinnungen geworden? Werden solche Dinge in Eurer Partei gepredigt?“

Der Nacional erschrak über den Unwillen von Gallardos Mutter, und die Tränen Carmens, die im Stillen weinte und ihr Gesicht in einem Taschentuch verbergte, rührten ihn. Er verteidigte sich ungeschickt, aber bei Vernehmen der letzten Worte richtete er sich mit einem priesterlichen Ernst in die Höhe.

„Sennora Augustias, rührt nicht an meine Ideen und laßt, wenn ich bitten darf, die Partei außer Spiel, die mit diesen Dingen nichts zu tun hat. Beim Leben der blauen Taube! Ich ging mit nach La Rinconada, weil mein Maestro es mir befahl. Wißt Ihr, was eine Cuadrilla ist? Dasselbe wie ein Regiment. Disziplin und Unterwerfung muß sein. Der Matador befehlt und man muß gehorchen; denn alles, was mit den Stieren zusammenhängt, stammt aus den Zeiten der Inquisition, und ein rückschrittlicheres Handwerk gibt es nicht.“

„Hanswurst!“ rief die Sennora Augustias aus. „Schöne Geschichten das. Deine Fabeln von Inquisition und Rückschritt! Alle zusammen bringt ihr noch diese Vermste um, die den ganzen Tag Tränen vergießt, wie die Schmerzensreiche. Du begreifst nichts anderes, als die Schandthaten meines Sohnes zu verdecken, weil Du sein Brot isst.“

„Ihr habt recht, Sennora Augustias, Juan gibt mir

meinen Unterhalt zu verdienen, so ist es. Und weil ich durch ihn verdiene, muß ich ihm gehorchen. . . . Aber nun hört mich an, Sennora; versetzt Euch in meine Lage. Mein Maestro sagt mir, ich soll mit ihm auf La Rinconada fahren. Bei der Abfahrt im Automobil finde ich mich mit einer sehr hübschen Dame von Stand zusammen. Was soll ich nun dagegen tun! Zudem kam ich nicht allein. Potage fuhr auch mit, und der ist schon etwas älter und gesehener, wenngleich er ein Stück Vieh ist. Er lacht nie."

Die Mutter des Stiersechters geriet über diese Ausrede noch mehr in Zorn.

"Potage, ein Dumy, den Juan nicht in seiner Cuadrilla haben sollte, wenn er Schamgefühl hätte. Rede mir nicht von diesem Trunkenbold, der seine Frau prügelt und dessen Kinder Hungers sterben."

"Gut, lassen wir Potage beiseite. Wie gesagt, ich fand jene Dame vor, was war da zu tun? Es war keine Dirne, es war die Nichte des Marquis, eine Anhängerin des Maestro, und Ihr wißt, daß Stiersechter mit Leuten von Stand auf gutem Fuß stehen müssen. Man lebt vom Publikum. Was ist da weiter Böses dabei! . . . Nachher, auf dem Gute, ist nichts vorgefallen. Ich schwöre es Euch, bei meiner Familie, nicht! Ich bin derjenige, der eine Unziemlichkeit ruhig mit ansieht. Ich bin ein anständiger Mensch, Sennora Augustias, und es ist nicht recht von Euch, mir den häßlichen Namen zu geben, wie Ihr es vorhin tatet! . . . Wenn man dem Komitee angehört und an den Wahltagen um Rat gefragt wird, und Stadträten und Abgeordneten die Hand geben darf, ich sollte meinen, da kann man doch nicht gewisse Rollen übernehmen. . . . Ich wiederhole, nichts ist vorgefallen. Sie siezten einander, ein jeder brachte die Nacht für sich allein zu. Kein ungeziemender Blick, kein anstößiges Wort, alles im schönsten Anstand, und wenn Ihr wollt, daß Potage kommen soll, er wird es bestätigen."

Allein Carmen unterbrach ihn mit klagernder, von Seufzern unterdrückter Stimme.

"In meinem Hause!" köhnte sie entsetzt. "Auf dem Landgute! Und sie schlief in meinem Bette! . . . Ich wußte von allem früher, und schwieg, schwieg still. Aber so etwas! Herr Jesus! So etwas. In ganz Sevilla gibt es keinen Mann, der sich so etwas herausnimmt! . . ."

Der Nacional fiel besänftigend ein. "Nur ruhig, Frau Carmen. So schlimm ist er doch nicht. Ein Besuch auf dem Landhause von seiten einer vornehmen befreundeten Dame, die aus eigener Anschauung sich das Leben dort ansehen wollte, ist schließlich nicht so übel aufzufassen. Diese halbfremden Damen sind stets eigenwillig und selbst. Wenn Sie die Französinen gesehen hätten, als die Cuadrilla in Nimes und Arles auftrat! Kurzum, 's ist weiter nichts da hinter. Alles Dummheiten. Aber beim Leben der blauen Taube, ich möchte wissen, wer der freche Kerl ist, der die Sache ausgeplaudert hat. Ist es jemand vom Gute, ich würde ihn an Juanitos Stelle fortjagen, und ist es ein Fremder, ihn beim Gericht anzeigen, wegen böswilliger Verleumdung."

Carmen weinte in einem fort, ohne die Ergüsse des Wanderillers anzuhören, während die Sennora Augustias in ihrem Sessel, dessen Armlehnen ihre überschwellende Korpulenz einzwängten, die Augenbrauen zusammenzog und den behaarten, faltigen Mund krampfhaft zudrückte.

Dann begann sie wieder.

"Schweig still, Sebastian, und lüge nicht. Ich weiß alles. Der Ausflug nach dem Landhause war eine schamlose Orgie, ein Bizeunerfest. Man sagt sogar, der Räuber Plumitas sei unter Euch gewesen."

Vor Erstaunen und Unruhe schnellte der Nacional auf. Ihm war es, als träte in den Patio, die Marmorplatten entweihend, ein flobiger Reiter mit schmierigem Gute ein und stiege vom Pferde, indem er seinen Karabiner auf ihn als einen Schwächer und Feigling richtete. Alsdann glaubte er Dreispitze, viele Dreispitze von glänzendem, schwarzem Wachs, tüchtige Oberlippen, die ihn in einem fort ausfragten, schreibende Hände und zuletzt die ganze Cuadrilla in ihren Kampfpelzgewändern zu sehen, wie sie mit gefesselten Armen den Weg nach dem Gefängnis einschlug. Hier mußte mit aller Entschiedenheit geäußert werden.

"Schwindel! Nichts als Schwindel! Was schwätzt Ihr da von Plumitas? Nichts als anständige Leute waren dort. Na, weiter fehlte nichts, als daß man einem Bürger wie mir, der mehr als hundert Stimmen aus seinem Viertel in die Urne brachte, nachsagen könnte, er habe Umgang mit einem Raubritter geschlossen! Da hört doch alles auf!"

Die Sennora Augustias war durch die Einwände des Nacional zum Schweigen gebracht worden, und da sie in Betreff der letzten Tatsache keine volle Gewähr hatte, glaubte sie schließlich nicht daran.

"Schön, ich gebe zu, daß Plumitas nicht da war. Macht auch nichts aus. Aber das Andere, um Gotteswillen! Eine Landpartie mit jenem . . . Weibel! Und mit der blinden Beharrlichkeit einer Mutter, die jegliche Verantwortung für die dummen Streiche des Sohnes auf andere abwälzen wollte, setzte sie ihre Verschuldigungen gegen den Nacional fort.

"Ich werde Deiner Frau schon sagen, welche netten Pann sie hat. Die Arme reißt sich in ihrem Laden auf von frühmorgens bis abends spät, und Du gehst wie ein junger verdudelter Kerl dem Vergnügen nach. Du solltest Dich schämen — in Deinem Alter, mit so vielen Kindern!"

(Fortsetzung folgt.)

Blumen und Frauen.

Von Berner Peter Larsen.

In diesen Tagen muß ich immer an Mutter Falb denken. — Ich höre sie da draußen hantieren, sie pußt und scheuert irgend etwas, manchmal trippelt sie auch von der Küche in die Stube und zurück; ich glaube, sie hat gesagt, bald sei irgend ein Fest und da müsse alles in Ordnung sein; — sie ist eine tüchtige Person; — übrigens hat sie vorhin dem Bäckerjungen gesagt, er sei ein Esel, das hätte sie können sein lassen; die Sache ist nämlich die, daß uns täglich die Brötchen gestohlen werden — ganz systematisch — und das ärgert sie; erst waren wir über den Läter völlig im Dunkeln, aber nun meint sie, der Junge — der „Esel“ — „frage sie selbst auf“, das bestreite ich; der arme Kerl sieht so entsetzlich verhungert aus, gar nicht als ob er Bäcker wäre (was ja allerdings nichts sagen will), jedenfalls aber nicht nach einem Frühstück von sechs Schrippen, — obwohl sie ja in letzter Zeit sehr klein sind.

Aber das war es eigentlich nicht, was ich sagen wollte.

Ich muß immer an Mutter Falb denken, ja, die ganze Zeit, und da sitze ich nun und denke nach, warum ich das muß; ich meine, das macht vielleicht der kleine kranke Geraniumstod, den ich von meinem Fenster aus sehe; nun hat er nur noch drei winzige grüne Blätter, die anderen sind alle vertrocknet und abgefallen, und nun wird er bald sterben.

Es ist ein rechter Jammer, Gas in der Wohnung zu haben. Bequem ist es ja und ich möchte es selbst kaum missen, aber die Blumen, o, die Blumen! Da ist nun dieser Geraniumstod. Es gab eine Zeit — seine Jugend — da fragte ich täglich nach ihm, nach seinem Wachsen und Gedeihen; das habe ich nun aufgegeben; ich fühle, es schmerzt Mutter Falb nur, von ihm zu sprechen, ja, ja, und ich sehe ja schließlich auch selbst, wie das Gas ihn würgt. Das Gas und die engen Mauern. . . .

Auf dem Friedhof, wo der alte Falb schläft, da ist eine schöne fette Erde, das muß man wohl sagen, und die Luft ist auch ganz prächtig, so richtig würzig; Stiefmütterchen sind da, die schönsten, die ich je gesehen habe, aber auch die Immortellen lassen sich sehr gut an; da könnte er vielleicht noch aufkommen — vielleicht. Ich habe schon gefragt, ob sie ihn vielleicht hinbringen will, aber — nein, das will sie nicht.

Sie war ganz erschreckt.

"Dann bin ich ja ganz allein in meinen vier Bänden," sagte sie.

Und dann lächelte sie, so ein klein wenig verlegen, als hätte sie eine Dummheit gesagt; nun, ich nicke nur, aber ich sah sehr wohl, daß es ihr Ernst war, o, sehr wohl! Ich kenne dies Gefühl, diese Furcht vor der Einsamkeit; damals als Pia gegangen war, da habe ich es gespürt; wieviel Nächte habe ich nicht in den Cafés zugebracht, mit welchem Gesindel in einem Zimmer gesessen, um nur nicht allein zu sein! Nun, davon wollen wir nicht sprechen.

Ja, also, wie gesagt, den Geraniumstod will sie nicht fortbringen. Nun giebt sie ihn morgens mit Blut und nachmittags mit Kaffee und meint, das könne ihn stärken. Sie macht ein ganz besonderes Gesicht dabei. Sie ahnt ja nicht, daß ich sie beobachte, — nein —; unlängst habe ich ein junges Weib gesehen, das seinem Sohne die Brust gab, das hatte so ein Gesicht; daran muß ich nun immer denken.

Gott, denke ich oft, diese Frauen! Wie hat man sie gelehrt und geschunden, wie hegt man sie heute noch, wieviel schmutzige schlüpfrige Hände berühren, bedrücken, würgen sie, und da — trotz allem! — wieviel Liebe!

Ich komme immer wieder ab.

Ja, ich wollte noch sagen, was Mutter Falb mir von der anderen Wohnung erzählt hat, ich meine die im Vorort, wo sie noch mit dem Alten wohnt. Das ist eine schöne Wohnung. Sie liegt nahe der Fabrik, wo der Alte war — nur eine Wieje liegt dazwischen —, rechts am Hause fließt ein Bach vorbei und rings herum sind Felder. Nachts, wenn es still ist, dann hört man den Bach so ordentlich glucksen . . . ja, da gedeihen die Blumen!

Das russische Ballett.

Zimmer und Fenster waren dicht besetzt, alles grünte und blühte, und Mutter Falb sagt selbst, daß sie dort das Kind eigentlich nicht sehr vermisse, das sie sich so heiß gewünscht hatte . . . Aber hier — —

„Ach, hier wächst ja doch nichts . . .“

„Sie sollten sich ein Stück Laubenland pachten,“ sage ich oft. Aber sie meint, das sei ihr zu viel, das sei mehr etwas für junge Leute.

Oft aber am Nachmittag setzt Mutter Falb den Kapotthut auf, den ersten Kapotthut, den ich nun seit fünf Jahren kenne, streicht sorgsam über ihr Kleid und verläßt das Haus. Sie bleibt dann lange fort, an drei, vier Stunden, und wenn sie wiederkommt, spüre ich, wenn ich gerade gut riechen kann, einen Hauch von Erde und Grün.

„Sehen Sie in den Wald?“

„Rein, in den Wald geht sie nicht.“

„Sehen Sie in den Park?“

„Ach, nein, in den Park — dahin auch nicht; da sind so viele seine Herrschaften . . . und dann all' die Pferde und Wagen . . . nein, nein, da wird man ganz wirr im Kopf . . .“

Rein, sie geht nur ein bißchen in die Luft, hinauf zu ihrem Alten. Eine Erde ist da! — der reine Humus —; und der Totengräber ist auch ein anständiger Mensch: ist das nicht anständig — für das Aufbewahren der Gießkanne und der Kelle das ganze Jahr fünfzig Pfennige? Ja, das muß man sagen. Im übrigen ist da draußen eine Amsel, die sitzt immer über des Alten Grab — oben, in der Trauerweide, — das ist ein ganz prächtiger Vogel! Seit vier Jahren kommt sie nun immer wieder. Und wie sie singt! Fast wie eine Nachtigall . . .

Das ist doch eine rechte Freude, so zu sehen, wie die Wurzeln anfangen und die Stengel sich ranken, da vergißt man oft fast, daß es ein Grab ist, auf dem sie wachsen — ja —; der Alte ist nun auch schon vierzehn Jahre tot und das Kind — — das Kind blieb aus, und noch manches andere auch —; nun, es hat wohl nicht sein sollen. Es hat wohl nicht sein sollen . . . Aber wenn man so die Blumen sieht und die Amsel hört, dann — vergißt man das oft ganz . . .

Nur der kleine Geraniumstod —. Ja, aber vielleicht kommt er doch noch auf, vielleicht doch, — wenn man ihn gut pflegt und gießt — —

Wenn Mutter Falb heim kommt, hängt in ihren Kleidern ein Hauch von Erde und Grün, ja manchmal ist mir, als hörte ich gar die Amsel und sähe die alte Trauerweide im Sonnenschein.

So ist es. Früher habe ich nie die Menschen begreifen können, die einen Vogel hatten, einen Kanarienvogel, sie kamen mir stets so indifferent vor; das mindeste für eine Freundschaft, meinte ich, müsse doch ein Pferd sein, ein Hund, eine Katze; nun aber weiß ich, daß es dessen nicht bedarf, ja daß es sich ganz gleich bleibt, ob es ein Vogel ist, den man liebt, oder ein Geraniumstod, oder ein blaues Stiefmütterchen.

Es bleibt sich wirklich gleich. Und so manches noch. Früher, da konnte ich auch die Frauen nicht begreifen, die alten Mütterchen, die da zum Friedhof pilgerten; ich meinte, sie täten es aus Langlebigkeit, aus Gedankenlosigkeit, ja aus Gewohnheit; nun weiß ich, daß mehr dahinter ist; ich weiß nun, daß auf dem Friedhof Amseln wohnen, Amseln und Nachtigallen, und daß dort eine Erde ist, eine wahrhaft prächtige Erde, in der die Blumen wachsen, die uns das Leben zertrennen. Ich weiß nun, daß es gleich ist, wen man liebt, ob einen Vogel, oder einen Hund, oder ein Stiefmütterchen, das weiß ich — es ist ganz, ganz gleich. Jemanden aber — irgend jemanden muß man lieben. Und ich weiß auch, daß der Friedhof ein Land ist, ein großes Land für sich, ein stiller Born der Erinnerung, in dem die Jugend wohnt, und so manche schöne Stunden, und Freunde und Geliebte, und Blumen, Blumen — o, so viele Blumen, die uns das Leben zertreten.

Da sitze ich nun und denke an Mutter Falb, die ganze Zeit schon; es ist vielleicht so eine Friedhofsstimmung in mir; vielleicht ist es auch der kleine Geraniumstod, der nun sterben muß; ich weiß es nicht.

„Sie sollten ein Stück Laubenland pachten,“ sage ich.

„Ach nein, das ist wohl zu viel. Das ist für jüngere Leute. Und dann ein Laubenland — muß man da nicht immer daran denken, das Geld herauszuwirtschaften? Das muß man doch, nicht? Und das ist das Richtige nicht. . .“

Und anderswo? In den großen Parks — da sind so viele seine Herrschaften, die sehen einen immer so komisch an, weil man schwierige Hände hat und nicht so fein ist. . . Und dann bleibt einem dort ja doch alles fremd, es ist ja nichts, das man kennt, wie der kleinste Blumentopf oder wie ein Grab, ein Land, das man lieben kann. . .

Das Volk hat keine Gärten.

In den Kellern und Höfen wohnen keine Amseln, und die Blumen an den Fenstern — o, ich muß immer an Kinder denken, an unsere bleichen, blutarmen Kinder; aber gegen die Einsamkeit, ja, und zum Lieben — für die Frauen — da mögen sie ja gut sein . . .

Diese Frauen! Sind sie nicht ein Wunder? Ich sehe sie an: wie sie ihre Kinder säugen, wie sie ihre Blumen anschauen — ich sehe sie über den Gräbern — —

Sie können noch immer lieben! Selbst über Gräbern.

Der Sinn für die lebendige Schönheit, für die geheimnisvolle Sprache der Bewegungen, für den tiefen, hinreißenden Ausdruck der Mienen und Gesten ist uns verloren gegangen. Westeuropa dient der Vernunft. Was man will, sagt man; bleibt da noch Raum für etwas Unbegreifbares? Ist es nicht höchst überflüssig, sich zu Exaltationen zu erheben, in denen die Glieder sich wild erregen, in denen das Wort zu klein wird, untergeht in den chaotischen Wirbeln des Körperlichen, das uns mit einem Male fortreißt in Gefilde, die uns fremd sind?

Die Russen aber haben noch diese Gewalt der Primitivität, der gegenüber die trodene Ueberlegung nicht Herr wird. Sie haben noch den Reichtum durcheinanderwogender Empfindungen, die sich nicht klären wollen. Darum tanzen sie, und ihr Tanz ist voller Schönheiten und Reize, weil die Russen mit der Raffigkeit ihrer Naturanlage die Kulturform des westeuropäischen Balletts verbinden. Das sollte Kunst sein? Diese Wildheit der Bewegungen, diese berierkerhafte Wut der rasenden Wirbel, diese hintaumelnden Entzückungen in Wollust und Weichheit, dieses schmeichelnde Rasen und lodende Fliehen? Wir lieben in der Kunst das Abgezielte. Alles muß genau seinen Wert und Rang und seine Bedeutung erweisen. Hier aber ist alles weit, groß, wild, tief. Und selbst wenn wir tanzen, wollen wir nicht Hingebung, Zauber, Raserei, sondern höchstens ein maßvolles Hüpfen, und ein sanftes Schweben, und ein mildes Kollertieren, auf daß alles beim alten bleibe und die Welt der Regelmäßigkeiten nicht erschüttert werde. Beileibe nicht! Hier die Welt der Alltäglichkeiten und der Ordnung; und jenseits dieser die Welt der Kunst. Aber sie muß hübsch dezent sich verhalten, nicht ungebärdig sein und nicht diese Grenzen überschreiten wollen. Die Tanzkunst ist nicht tot. Sie lebt bei den Russen. Sie lebt überall da, wo ungebrogene Instinkte tiefinnig und symbolisch im Volksscharakter wirken. Sie lebt auch in Indien, im Orient überhaupt, sie lebt überall da, wo das Wort nicht aller Dinge Sinn erklärt. Man muß etwas Chaotisches in sich haben, um tanzen zu können, um die Sehnsucht zum Tanz zu haben. Da wir das nicht mehr haben, darum stirbt die Tanzkunst ab bei uns, wie bei allen Völkern des Westens.

Daß gerade die Russen so hinreißend wirken, liegt daran, daß sie zwischen den Kulturen stehen. Sie sind halb Orient, halb Westeuropa. Daher dieser Reichtum an Mischungen im Charakter, daher das halb Primitive, halb Raffinierte. Und vor allem: sie haben die Anlage und sie verbinden mit der Wucht volkstümlichen Ausdrucks im Tanz die Eleganz raffiniertester Kultur. Und bleiben doch sie selbst.

Zu dieser Fremdheit der Erscheinung trägt die Eigenartigkeit der Farben entscheidend bei. Nicht nur jene rote des Volkskünstlerischen. Allerdings wirken diese starken, sich wiederholenden Nuancen, dieses Rot und Grün, in ihren starken, unvermittelten Kontrasten faszinierend, aufreizend.

Dazu kommt nun der Reichtum schwelgender Farbigkeit, die dem Orient eigen ist und an den Rußland, das zur Hälfte Orient ist, Teil hat.

Dies alles wäre aber nur Material und es würde nur um der Erotik willen gefallen, vielleicht aber auch, da Volkskunst sowohl wie Orient uns zu geläufig geworden sind und leider speziell in billiger Vasarware, Gefäß laufen, von uns mißachtet zu werden. Dazu tut auch nichts, daß die Stoffe alle echt und im Material so gewählt sind, so daß dadurch jede Möglichkeit einer Verwechslung mit billigen Effekten beseitigt ist.

Das Schöne ist noch nicht maßgebend. Maßgebend ist, daß in allem ein künstlerischer Geschmack, der vielleicht instinktiv walidet, wirksam wird. Dieser Geschmack betont sich nie präventiv; aber er macht sich dadurch bemerkbar, daß man sich keines Bildes entsinnt, das in der farbigen Erscheinung geschmacklos wäre. Dies ist um so wunderbarer, als die Wirkungen immer starke sind, die Fülle der Farben immer schwelgend und reich ist; aber nie ist die Grenze überdrüht, wo Fülle zur Geschmacklosigkeit wird. Das legt nahe, daß Künstler hier mitwirkten. Sie haben es verstanden, aus der Volkskunst, wie aus dem Orient die wertvollen, künstlerischen Anregungen zu entnehmen und die Wirkungen geschmackvoll zu disziplinieren.

Sie geben in den Bauerntänzen eine Fülle strahlender und echter Erscheinungen, raffig eigen und doch allgemein gültig, verständlich ohne Detailkenntnis von Land und Sitte. Sie überwinden durch die Kunst die Ethnologie. Sie heben das übliche Ballettkostüm zu etwas entzückend Persönlichem; nur durch ein hübsches Farbe, ein Orange; oder durch besondere Formen. Und im Ensemble stimmen sie diese Gazerädchen zu einer Mondscheinvision. Da liegen sie wie große, weiße Blumen beieinander; da zwischen sie zwischen grünen Zweigen. Da stehen sie in Reihen und hordchen und lauschen, aufgereiht wie ein Blumenbeet, das im Mondlicht silbern schimmelt. Sie überwinden das Alte und machen es neu.

Sie gestalten stilisierte Kostüme von unerhörtem Raffinement in freier Erfindung, von exotischer Pracht, byzantinisch-hieratisch streng, wo die dunkle Farbe des Körpers, des Bauchteils, der Beine entscheidend mitwirkt. Sie überwinden die Ritzigkeit des Orients durch die Strenge ihres eigenen Stils.

Und dann wieder gefallen sie sich in nie ermüdender Pflanzerie darin, Kostüme für Herren und Damen aus der Wiedermeierzeit zu erfinden, ganz echt, ganz Stil, und doch ist in der Betonung mancher farbigen Note die eigene Art gewahrt, so daß der Wiedermeierstil

zur Anregung ist. Man denkt an Porzellanpflüppchen, wenn man diese Damen im bunten Reifrock, diese Herren in den enganliegenden, farbigen Schokröcken, den hohen Zylindern mit gerader Krämpfe sieht, und wenn dann noch ein so zierliches, leuchtendes Periwinkle wie die Lopuchowa in ihrem weißen Reifrock hereinrückt, mit einem so jugendlich frischen Gesichtsausdruck, so wird das Märchenreich Anderiens lebendig. In dieser Note liegt wieder das Eigenkünstlerische, das alle Imitation eines vergangenen Stils überwindet.

Dieser farbig gewählte Eindruck, der die Erscheinung des Einzelnen charakterisiert, steigert sich in größeren Gruppen zu um so wichtigeren Wirkungen. Da sehen wir — wieder staut sich das je nach dem Charakter der Darstellung ab — in den Volkstänzen Gruppen, in denen ein marantes Grün vorherrscht, so daß der Einzelne kaum noch für sich wirkt; die gesammelte Erscheinung wird auf der entsprechenden Seite variiert, indem das Grün, das auch hier vorherrscht, durch ein Gelbbraun abgedrückt wird. Ueberall ergeben sich solche Wirkungen der gehäuften, ausdrucksvollen Harmonien und der schrillen Kontraste. Der Bachantentanz ist ein rauschendes Bogen von Weiß und Dunkelviolett, in dem die Beine und Arme mit ihrem Fleischen aufgeregt wühlen. Wenn die Tartaren mit den Mädchen in ihren farbenprächtigen, aufregend roten und dumpfen grünen Kostümen tanzen, zuden die Farben zu einem breiten, hohen Teppich mit wogenden Ornamenten zusammen, und wenn sie alle nach vorn stürzen, scheinen sich Fluten von unerhörter Farbigeit über die Bühne ergießen zu wollen, aus denen von Zeit zu Zeit Flammen aufzusteigen.

Wie zart dagegen das Weiß in dem Mondscheintraume der „Sphiden“, das immer still und träumerisch bleibt und schon mit seiner Erscheinung, die von keiner anderen Farbe unterbrochen ist, im ganzen wie in den einzelnen Gruppen wie flutendes Mondlicht, das auf schlafenden Bäumen und Wiesen und Sträuchern liegt, wirkt.

Bei der ägyptischen Pantomime dagegen ein „Gin- und Herkules“ von allen Farben, ein betäubender, aufreizender Rausch von Nuancen, die nicht ruhen, nicht sich fügen . . . während in der „Karnavalszene“ bizarr, freischaffende Laune sich auslebt. Dekoratives, modernes Empfinden schafft aus den Masken der Garielinskomödie und aus den Menschen der Wiedermeierzeit eine Stimmung, die an die zärtlich-wehmutsvolle, launig-übermütige Welt erinnert, die Künstler wie Comoff, wie Th. Th. Heine schufen. Die Puppen tanzten die Menschen vor dem großen, grünen Vorhang, der als Hintergrund diente, vorbei und die Realität dieser Menschen schien fast aufgehoben.

Die Russen haben uns gezeigt, daß die Tanzkunst, diese ursprünglichste und erste Kunst der Menschheit, noch lebendig ist und uns neue Werte einer mimischen und rhythmischen Darstellung geben kann.

E. E. W.

Kleines feuilleton.

Aus dem Gebiete der Chemie.

Der Steinkohlenteer, der früher als wertloses Nebenprodukt der Leuchtgasfabrikation unbeachtet blieb, ist heute eines der wichtigsten Rohmaterialien der chemisch-pharmazeutischen Industrie. Gewisse Industriezweige sind durch die Ausnutzung des Steinkohlenteers, der eine unerschöpfliche Fundgrube der verschiedensten aromatischen Kohlenstoffverbindungen darstellt, überhaupt erst ins Leben gerufen worden, so die Industrie der Anilinfarben, die nach ihrem Ausgangsmaterial auch als Teerfarbstoffe bezeichnet werden. Viele andere Substanzen, die namentlich in der Pharmazie und Heilkunde die größte Wichtigkeit erhalten haben, wie beispielsweise die Karbolsäure, das Kreosol (Lysol), das Benzol, werden direkt aus dem Steinkohlenteer bei dessen Destillation gewonnen, während andere nicht minder wichtige Stoffe wie die Salizylsäure, die Benzoesäure usw. zwar nicht direkt aus dem Rohstoff gewonnen, aber doch wie die Anilinfarben aus anderen dem Steinkohlenteer entstammenden Materialien hergestellt werden.

Der Steinkohlenteer, der selbst bei der Destillation der rohen Steinkohlen zum Zweck der Leuchtgasfabrikation entsteht, wird weiter zur Trennung seiner verschiedenen Bestandteile einer fraktionierten Destillation unterzogen, d. h. unter Maßgabe des Siedepunktes durch Erhitzen und Verdampfen in mehrere Fraktionen (Teile) zerlegt. Man unterscheidet im allgemeinen vier Hauptgruppen des Destillationsprozesses: das Leichtöl, das bis 170 Grad Celsius vergasenden Teile, das Karbolsöl, das die zwischen 170 und 230 Grad Celsius vergasenden Bestandteile, das Schwereöl oder Kreosolöl, das die zwischen 230 und 270 Grad Celsius vergasenden Bestandteile enthält, und schließlich das Anthrazenöl mit den über 270 Grad Celsius siedenden Teerbestandteilen. Diese verschiedenen Fraktionen bestehen aber nun wiederum aus sehr verschiedenartigen Stoffen, sind durchaus noch nicht einheitliche chemische Verbindungen, sondern können wieder auf dem Wege feinerer Destillationen oder anderer Hilfsprozesse getrennt werden. Das Leichtöl enthält als wichtigste Substanz das Benzol, das heute im Automobilfahrbetrieb eine wichtige Rolle spielt und dem Benzin, das bekanntlich bei der Petroleumdestillation gewonnen wird, große Konkurrenz macht. Außerdem enthält es andere niedrigsiedende Kohlenwasserstoffe wie Toluol, Xylol, die zum Benzol in naher chemischer Beziehung stehen, aber nicht dessen

große technische und wirtschaftliche Bedeutung haben. Die zweite Fraktion der Teerdestillation, das sogenannte Karbolsöl, enthält als wichtigste Bestandteile das Phenol und die Kreosole. Ersteres wird gemeinhin als Karbolsäure bezeichnet und hat dieser ganzen Gruppe seinen Namen gegeben; die Kreosole bilden den Hauptbestandteil des unter dem Namen Lysol in weitestem Maße gebrauchten Desinfektionsmittels. Das Lysol hat die Karbolsäure heute aus der Desinfektionstechnik in hohem Grade verdrängt. Trotzdem wird sie für größere Zwecke auch heute noch viel verwendet, zum Zimmer-, Kloalendeseinfektion, überall dort, wo sie nicht mit lebendem Gewebe in zu nahe Berührung kommt; denn sie ist ein ziemlich starkes Gift und hat deshalb dem Lysol weichen müssen, das immerhin auch nicht harmlos ist und wegen der zahlreichen damit verübten Selbstmordversuche neuerdings aus dem Handverkauf ebenfalls entfernt wurde. Der Karbolsäure gebührt aber vor allem das große historische Verdienst, das erste Mittel gewesen zu sein, das zur Durchführung einer wirksamen Antiseptik (Reinigung) in die Medizin, vor allem in die Chirurgie eingeführt wurde. Der große englische Chirurg Lister hat wegen ihrer antiseptischen Eigenschaften die Karbolsäure zuerst für den antiseptischen Wundverband benutzt und mit ihrer Hilfe, basierend auf den grandiosen bakteriologischen Arbeiten Pasteur's, die Vernichtung der krankheitsverregenden Keime ermöglicht. Heute sind an Stelle der Karbolsäure andere Mittel und andere Desinfektionsmethoden getreten. Eines der wichtigsten Erfahrmittel ist das schon erwähnte Lysol geworden, das eine Mischung von Kaliseifen und Kreosolen darstellt. Die Kreosole, ebenfalls durch ihre hohe antiseptische Kraft ausgezeichnet bei einer im Verhältnis zur Karbolsäure geringeren Giftigkeit, finden sich ebenfalls in der zweiten Fraktion der Teerdestillation, in dem sogenannten Karbolsöl. Aus dieser Fraktion stammt auch das Naphthalin, das in der Farbstofftechnik, im Motorenbetrieb, zur Insektenvernichtung und vielen anderen Zwecken ausgedehnte Verwendung findet. Eine große Menge anderer Stoffe findet sich noch in den Teerdestillaten. Im Schwer- oder Kreosolöl, im Anthrazenöl außer den Stoffen Kreosol und Anthrazen, von denen diese Fraktionen ihre Namen erhalten haben, noch viele andere aromatische Substanzen. Das Kreosol hat eine Zeitlang in der Medizin eine große Rolle bei der Tuberkulosebehandlung gespielt und wird auch noch jetzt in der Form der besagten Kreosolpillen verordnet, wenn sich die Tuberkulosetherapie inzwischen auch vielfach geändert hat. Das Anthrazen, das aus der letzten Fraktion der Teerdestillation gewonnen wird, ist infolgedessen von grundlegender Bedeutung geworden, als es das Ausgangsmaterial zur künstlichen Darstellung des wichtigen Pflanzfarbstoffes Alizarin bildet, der früher ausschließlich aus der Krappwurzel gewonnen wurde. Nachdem es im Jahre 1889 Gräbe und Liebermann gelungen war, die nahen Beziehungen des Alizarins zum Anthrazen aufzudecken und den prächtigen roten Farbstoff zu synthetisieren (künstlich darzustellen), ist man immer mehr von der alten Methode abgegangen. Gegenwärtig wird es fast nur noch künstlich dargestellt zusammen mit vielen anderen Farbstoffen, deren Synthese und rationelle Fabrikation die vervollkommnete Technik inzwischen ermöglicht hat.

Ein äußerst wichtiger Stoff ist schließlich noch zu nennen, die Salizylsäure, die zwar nicht direkt aus den Destillationsprodukten gewonnen wird, aber doch mit Hilfe gewisser Teerdestillate künstlich dargestellt wird. Es gibt eine ganze Reihe von Synthesen zur künstlichen Darstellung der Salizylsäure, die ja zu den wichtigsten Arzneimitteln der modernen Medizin gehört. Ihren Namen hat sie daher, daß sie sich in der Rinde und den Blättern verschiedener Weidenarten (Saliz = Weide) findet. Die Weidenrinde ist ein sehr altes Heilmittel, das schon im grauen Altertum Verwendung fand als fieberherabsetzendes Mittel. Das wirkende Prinzip darin, die Salizylsäure, wurde freilich erst in unserer Zeit entdeckt. Die Salizylsäure ist das souveräne Mittel zur Bekämpfung des akuten Gelenkrheumatismus und wird in reiner Form oder in Verbindung mit anderen Stoffen in großen Mengen verbraucht. Besonders bekannt ist das vielverwendete Aspirin, das eine Verbindung der Essigsäure und Salizylsäure darstellt, und nicht nur in der Bekämpfung der störenden Gelenkschmerzen, sondern auch gegen Kopfschmerzen wirksame Dienste leistet. Es gibt eine Unmenge von Salizylsäureverbindungen, da fast alle größeren chemischen Fabriken ein besonderes Präparat erfunden und auf den Markt gebracht haben. Als fieberherabsetzendes Mittel wird die Salizylsäure noch heute wie in alter Zeit die Weidenrinde benutzt; zudem hat sie wie die meisten aromatischen Verbindungen antiseptische Eigenschaften, wenn auch hier ihre Bedeutung nicht an die anderer Desinfektionsmittel heranreicht.

Der Steinkohlenteer stellt — das sollte diese kurze Uebersicht lebendig zeigen — jedenfalls eine ungemein wichtige Fundgrube hochbedeutender chemischer Verbindungen dar. Zum Teil sind es die Destillationsprodukte selbst, die in Technik und Heilkunde große Bedeutung erlangt haben, zum Teil sind es Stoffe, die zu den Destillationsprodukten in naher Beziehung stehen und mit ihrer Hilfe künstlich dargestellt werden. Es gibt vielleicht kaum noch ein anderes Rohmaterial, das für so zahlreiche Stoffe den Ursprung bildet, ein Rohmaterial, das früher völlig unbeachtet war und als wertlos beiseite geworfen wurde. So gewaltige Umwälzungen kann die wissenschaftliche Durchforschung eines einstmalig unbeachteten Nebenproduktes hervorrufen.

W.